

<b>Zeitschrift:</b>	Zürcher Illustrierte
<b>Band:</b>	16 (1940)
<b>Heft:</b>	38
<b>Artikel:</b>	Was dem französischen Philosophen Michel de Montaigne vor 350 Jahren in der Schweiz und in Deutschland auffiel
<b>Autor:</b>	Ammann-Meuring, Freddy
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-757662">https://doi.org/10.5169/seals-757662</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Was dem französischen Philosophen Michel de Montaigne vor 350 Jahren in der Schweiz und in Deutschland auffiel

Nach dem Reisetagebuch  
bearbeitet von Freddy Ammann-Meuring

Im Jahre 1580 unternahm der bekannte Philosoph Michel de Montaigne eine anderthalbjährige Reise durch die Schweiz, Deutschland und Italien. Er reiste zu Pferde, einige Freunde begleiteten ihn. Auch folgte ihm eine zahlreiche Dienerschaft mit Maultieren, die sein Gepäck und seine Geldkassette trugen. Die Herren mußten im Schritt reiten, damit die zu Fuß gehenden Diener ihnen nachkommen konnten.

Über Mühlhausen gelangte Montaigne zuerst nach Basel, wo der Stadtrat ihn mit Ehrenwein begrüßte. Der Philosoph besuchte verschiedene Gelehrte, unter anderem Grynaeus, den Juristen Franz Hotmann und den Arzt Felix Platter. Es gefiel Montaigne besonders gut, daß dessen Haus nach französischer Art bunt und zierlich bemalt war. Der berühmte Arzt zeigte dem Gaste sein Herbarium und einige guterhaltene menschliche Leichname. Montaigne wohnte auch einer Bruchoperation an einem kleinen Kinde bei. Er bemerkte dazu in seinem Tagebuch, das Kind sei vom Chirurgen recht übel mitgenommen worden.

Dem Rhein entlang zog die Reisegesellschaft weiter nach Baden. Unterwegs fielen dem Franzosen die zahlreichen und sehr schönen Brunnen auf, die den Städten und Dörfern ein freundliches Ansehen verliehen. Auch vermerkte er in seinem Tagebuch: «In der Schweiz dauern die geringsten Mahlzeiten drei bis vier Stunden, weil so langsam aufgetragen wird; daher essen die Schweizer auch weniger hastig als wir, was gesünder ist.» Über die Frauen schreibt er, sie seien gemeinhin schön und groß und von heller Hautfarbe. Wenn man sie im Vorübergehen durch Hutabnehmen und Verbeugungen grüßte, so verlange die Sitte, daß sie durch keinerlei Bewegung den Gruß erwidern. Nur selten neige eine Frau ein wenig den Kopf zum Dank. Es fällt ihm auf, daß die Standesunterschiede in der Kleidung wenig betont werden, und daß die Alttagstracht der Frauen genau so sauber ist wie in Frankreich. Zuweilen scheint er auch mit dem weiblichen Geschlecht seinen Scherz getrieben zu haben, denn er vermerkt: «Wenn man ihnen zum Spaß den Hut abnimmt (er sitzt ihnen ebenso lose wie unseren Frauen), so sind sie keineswegs beleidigt und zeigen willig ihre Haare, die ihnen geflochten auf dem Rücken hängen. Die jungen Mädchen tragen statt eines Hutes Blumenkränze auf dem Kopf. Man grüßt sie, indem man seine eigene Hand küßt und sie ihnen anbietet.»

Montaigne erwähnt auch die in Baden übliche Sitte, daß allnächtlich zwei Wächter die Runde durch das Städtchen machten, nicht so sehr der Feinde wegen, als um Feuersbrunst und andere Uebel zu verhüten. Jedesmal wenn die Stunde schlug, mußte der eine aus vollem Halse den anderen anschreien und ihn fragen, wieviel Uhr es sei. Darauf gab der zweite ebenso schallend Bescheid, indem er hinzufügte, daß er gute Wacht halte.

In Schaffhausen stattete der edle Herr von Montaigne dem Bürgermeister der Stadt einen Besuch ab. Darauf kam dieser mit anderen hohen Beamten zu ihm in die «Krone», wo er Quartier genommen hatte, und ließ ihm und seinen Freunden Wein anbieten. Das ging nicht ab ohne verschiedene feierliche Ansprachen von beiden Seiten.

Während seiner ganzen Reise, sowohl in den Städten wie auf dem Lande, fiel es Montaigne auf, daß die Bürgerhäuser schöner seien als in Frankreich, und daß er kein einziges Schieferdach gesehen habe. Auch sei man in den Gasthäusern besser aufgehoben; man trinke aus großen, meist fein gearbeiteten und vergoldeten Gefäßen. Allenthalben herrsche Wohlfahrt, das Land sei ergiebig, vor allem im Weinbau.

Von Schaffhausen reitet der Philosoph mit seinen Begleitern nach Konstanz. Unterwegs fallen ihm zahlreiche Burgen auf; in der Schweiz hatte er keine gesehen. In Konstanz bekommt er von seiten seines Wirtes «etwas von dem barbarischen Freiheitsstolz der Deutschen» zu kosten, anläßlich eines Streites eines seiner Diener mit dem Führer aus Basel. Er wechselt deshalb die Herberge und zieht vom «Adler» in den «Hecht», wo es ihm besser gefällt.

Von Konstanz aus wäre Montaigne gern in jenen Schweizer Kanton gereist, aus dem, wie Montaigne schreibt, «die ganze Christenheit ihre Leinwand bezieht», aber die vier- bis fünfständige Ueberfahrt über den See schreckte ihn ab.

Die Häuser seien im allgemeinen schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen breiter. Das Fuggerhaus in Augsburg sei mit Kupfer gedeckt.

In dieser Stadt wurden dem Herrn von Montaigne und seinem Freunde, Herrn von Estissac, durch den Stadtrat vierzehn große mit einheimischem Wein gefüllte Krüge übersandt, und zwar durch sieben Stadtsoldaten in Livree, begleitet von einem Ehrenoffizier. Diesen luden sie zum Essen ein, den Trägern aber schenkte man, der Sitte entsprechend, je einen Taler. Der Offizier, der mit ihnen speiste, erzählte, daß in dieser Stadt drei Männer mit dem Amt betraut seien, dem Fremden von Stand aufzuwarten; sie hätten sich auch nach deren Rang zu erkundigen, um dementsprechend die gebührenden Formen innezuhalten. Je nach der Würde bekam man mehr oder weniger Wein. Einem Herzog überreichte ihn einer der Bürgermeister.

Den Franzosen fällt besonders die in Deutschland herrschende Vorliebe für Wappen auf. In allen Gasthöfen finde man sie massenhaft an den Wänden und auf allen Fensterscheiben. Der Diener wurde geheißen, auch einen Schild mit dem Wappen des Herrn von Montaigne anfertigen zu lassen, er wurde an der Tür seines Zimmers angebracht. Dem Maler hätten sie dafür zwei Taler zahlen müssen, schreibt er, dem Tischler zwanzig Sous. Als weltkluger Weiser hielt sich Montaigne soviel wie möglich an den Sitten des Ortes, in dem er sich gerade befand. So trug er in Augsburg stets eine pelzverbrämte Mütze. Er war sehr darauf bedacht, sich niemals durch ein unangenehm auffallendes Wesen bemerkbar zu machen. Dennoch scheint er in der Liebfrauenkirche in Augsburg Anstoß erregt zu haben, weil er der großen Käthe wegen das Taschentuch vor der Nase hielt.

Daß der Philosoph Michel de Montaigne den kulinaren Genüssen keineswegs abgeneigt war, geht daraus hervor, daß er im Reisetagebuch immer wieder das schmackhafte Essen erwähnt. In Augsburg sei das Brot «denkbar ausgezeichnet» gewesen, auch schätzte er es sehr, daß bei den meisten Mahlzeiten Zuckerwerk und Büchsen mit Eingemachtem herumgereicht wurden. Sehr seltsam mutete es ihm an, daß man in Augsburg die Krebse zuerst auftrug, während man sie sonst überall am Ende der Mahlzeit brachte. Besonders gut gefiel dem Franzosen die an vielen Orten herrschende Sitte, wohlriechendes Räucherwerk in den Zimmern und auf dem Ofen zu verbrennen.

Von den Deutschen sagt Montaigne, sie seien prahlös, jähzornig und trunksüchtig, aber weder heimtückisch noch diebisch. Dem schönen Geschlecht zollt er sehr wenig Beifall. In der Liebfrauenkirche in Augsburg wohnten die Franzosen einer prunkvollen Hochzeit bei; sie hätten bei dieser Feier keine einzige schöne Frau gesehen. Der Tanz der Hochzeitsgesellschaft wird im Reisetagebuch folgendermaßen beschrieben: «Man tanzte bloß Allemänner. Sie brechen sie sofort wieder ab und führen die Damen wieder zu ihren Sitzen auf Bänken, die mit rotem Tuch ausgezogen sind, in zwei Reihen an den Seiten des Saales befinden. Nach einer kleinen Pause holen sie wieder und küßen dabei die eigenen Hände, während die Damen das nicht tun. Dann legten sie ihre Hand unter die Achsel der Damen, ziehen sie an sich und nähern gegenseitig die seitwärts gewendeten Wangen, wobei die rechte Hand der Dame auf der Schulter des Tänzers ruht. So tanzen sie und unterhalten sich ohne Kopfbedeckung und nicht eben reich gekleidet.»

Über die Kleidung der Männer bemerkt Montaigne, daß es schwer sei, die Adligen zu erkennen, weil jeder Mann eine Pelzmütze trage und alle einen Degen an der Seite hätten. Auch die Frauen tragen Pelzhüte oder Mützen, berichtet er. «Nach außen nimmt man besseren Pelz, etwa von Eichhörnchen, inwendig sind sie mit Lammfell gefüttert. Eine solche Mütze kostet drei kleine Silbermünzen. Sie tragen dazu rote oder weiße Schuhe, die ihnen nicht schlecht stehen. Im Gegensatz zu den Männern sind die Frauen sehr verschieden gekleidet.»

Von Bozen aus schrieb Herr von Montaigne an Franz Hotmann, den er in Basel besucht hatte, daß er Deutschland nur mit großem Bedauern verlässe. Zwar habe er auch hier durch die Ueberforderung von Seiten der Wirth zu leiden gehabt, im übrigen aber scheine ihm überall Komfort und Zuvorkommenheit, Recht und Sicherheit zu herrschen.

Über den Brenner setzte der Philosoph seine Reise nach Italien fort. Er reiste gemächlich, hielt sich in jeder größeren Ortschaft auf und versuchte überall, die Sitten und Gebräuche der Einwohner kennenzulernen. Wenn man ihm vorhielt, er führe seine Gesellschaft die Kreuz und Quer, so daß man ganz nahe am Ausgangspunkt wieder anlange, dann pflegte er zu antworten, daß er für seine Person kein anderes Ziel habe als den Ort, an dem er sich gerade aufhalte. Für ihn gebe es keine Fehlwege und keine Umwege, da es sich für ihn bloß darum handle, unbekannte Gegenden kennenzulernen.

So zeigt sich Michel de Montaigne auch in diesem Reisetagebuch als der wahre Lebenskünstler, der nicht reist um anzukommen, sondern um zu schauen, zu erkennen und zu erleben.